

Das ungezügelte Leben

Am 8. September 1965 erblickte ich in Potsdam, unweit der Grenze zu Westberlin, das Licht der Welt. Wie sich später herausstellen sollte, wurde ich genau drei Kilometer zu weit westlich geboren. Drei Kilometer, die mein Leben nachhaltig beeinflussen sollten, denn ich musste in einem sozialistischen Staat aufwachsen.

Zu meinen frühesten Erinnerungen zählt die Geburt meiner Schwester Kathrin am 28. April 1971. Da meine Eltern beide berufstätig waren, ging ich in den Kindergarten. Dort lernte ich viel Interessantes, aber auch, wie man einen Panzer malt. Wir erfuhren, dass es besonders gut war, wenn der Vater Soldat war und uns beschützte und gegen den Klassenfeind kämpfte. Ich war fünf Jahre alt und hatte nur eine sehr diffuse Vorstellung von einem Klassenfeind. Man brachte uns auch bei, dass es lebensnotwendig sei, unser Volkseigentum zu verteidigen – notfalls mit der Waffe. Mein Vater war kein Soldat. Er arbeitete in der Orthopädie. Meine Mutter war Krankenschwester.

Im Kindergarten lernten wir ein Lied über unsere tapferen Soldaten. Darin heißt es:

"Gute Freunde

Soldaten sind vorbeimarschiert Im gleichen Schritt und Tritt.

Wir Pioniere kennen sie Und laufen fröhlich mit.

Gute Freunde, gute Freunde,

Gute Freunde in der Volksarmee.

Sie schützen unsre Heimat zu Land, zur Luft und auf der See ...

Der Flügelmann im ersten Glied

Mit Stahlhelm und MPI,

Als Melker der Genossenschaft Betreute er das Vieh.

Gute Freunde, gute Freunde,

Gute Freunde in der Volksarmee." (Text: Hans-Georg Beyer)

Jedes Jahr am 1. März feierten wir den Tag der Nationalen Volksarmee. Alle staatlichen Gebäude wurden dann mit der DDR-Fahne oder mit der Arbeiterfahne geschmückt. Unser Kindergarten war natürlich auch beflaggt. Wir hörten, dass es wichtig sei, aus Solidarität mit den tapferen Helden auch zu Hause die Fenster mit Fahnen zu schmücken. Ich wusste zwar nicht genau, was Solidarität war, doch ich bedrängte meine Eltern so

lange, bis jedes unserer Fenster eine Wimpelkette mit der DDR-Fahne trug. Aus meinem Fenster wehte eine besonders große Fahne. Die hatte ich im Kindergarten gemalt und stolz nach Hause getragen. Auch am 1. Mai, dem Tag der Arbeiterklasse, und am 7. Oktober, dem Tag der Republik, mussten meine Eltern Fahnen ins Fenster hängen.

Mein Vater und meine Mutter waren gläubige Christen und geprägt von der strengen Erziehung meiner Großeltern. Mein Großvater war Prediger der Landeskirchlichen Gemeinschaft. Meine Eltern arbeiteten ehrenamtlich in der evangelischen Gemeinde unseres Ortes mit. Ihnen war unsere "so schön geschmückte Wohnung" peinlich. Sie hofften aus tiefstem Herzen, dass kein Gemeindeglied unsere beflaggten Fenster sah, denn Leute, die ihre Flaggen heraushängten, galten als "systemtreu und kommunistisch". In so einem kleinen Ort allerdings war der Flaggenschmuck nicht zu übersehen. Noch Jahre später erzählten meine Eltern von der peinlichen Situation.

Im September 1972 kam ich in die Schule und lernte dort mit viel Eifer. Eines Tages fragte Frau Häse: "Was wollt ihr einmal für einen Beruf erlernen?" Ich sagte: "Ich möchte Eisverkäuferin werden!" Frau Häse lachte herzlich. Susanne sagte: "Ich möchte Lehrerin und Genossin werden." Sie war eine blöde Ziege und eine miese Lügnerin, denn ich hatte gehört, wie sie auf dem Schulhof sagte: "Ich möchte eine Prinzessin werden." Ich streckte ihr die Zunge raus und bekam Schimpfe, denn man darf in der Schule niemandem die Zunge rausstrecken. Die Jungs wollten später Kosmonaut, Soldat, Lokführer oder Feuerwehrmann werden. Nur Harald sagte: "Ich möchte am liebsten Cowboy werden!" Frau Häse war sehr ärgerlich und sagte zu ihm: "In unserer sozialistischen Republik gibt es keine Cowboys." Harald verstand die Antwort nicht und fing an zu weinen. Abgesehen davon, dass Harald auch sonst nichts verstand, wusste ich auch nicht genau, warum er nicht Cowboy werden durfte. Ich fragte meine Mutti, warum Frau Häse gelacht hat, als ich ihr sagte, dass ich Eisverkäuferin werden möchte? Meine Mutti lachte ebenfalls und strich mir über das Haar: "Lerne immer schön fleißig, dann kannst du was Richtiges werden." Bis zum heutigen Tag ist mir unklar, was sie mit "etwas Richtiges" gemeint hat. Und auch die Frage, warum Harald kein Cowboy werden durfte, ist bis heute ungeklärt.

Ich besuchte die Chor-AG. Wir übten fleißig jeden Dienstagnachmittag. In kürzester Zeit mussten wir viele Lieder lernen, denn am 13. Dezember war Pionier-Geburtstag. An diesem Tag sollten wir alle in den Kreis der Jungpioniere aufgenommen werden. Damit

alles gut klappte, übten wir ständig die Lieder "Kleine weiße Friedenstaube" und "Unsere Heimat" sowie das "Pionierlied". Im Pionierlied heißt es:

"Fröhlich sein und singen,
stolz das blaue Halstuch tragen, andern Freude bringen,
ja, das lieben wir.
Hallo, hört ihr die Fanfaren, hört ihr unsre Lieder?
Das sind wir!
Fröhlich sein und singen, ja, das lieben wir.
Auf dem Wege weiter,
den uns die Partei gewiesen! Vorwärts, junge Streiter, vorwärts, Pionier!
Hallo, auf zu guten Taten,
denn den Sozialismus bauen wir! Vorwärts, junge Streiter, vorwärts, Pionier!"

Jetzt mussten meine Eltern nur noch die Pionier-Kleidung kaufen. Ich benötigte ein blaues Halstuch und eine Pionierbluse. Auf dem Ärmel der weißen Bluse war das Pionierabzeichen aufgenäht. Die Mädchen trugen einen dunkelblauen Rock, die Jungen eine dunkelblaue Hose. Die meisten Pioniere trugen auch noch ein Käppi. Ich wollte gerne auch solch eine Kopfbedeckung haben, doch meine Mutti sagte: "Jetzt ist es genug, du brauchst kein Käppi. Das ist nur etwas für Angeber." Ich wollte kein Angeber sein, hätte aber so gerne einen Pionierhut gehabt.

Zu unserer Pionier-Kleidung sollten wir Mädchen weiße Strumpfhosen anziehen und schwarze Schuhe tragen. Ich hasste schwarze Schuhe!!! Ich wollte rote haben, denn rot war meine Lieblingsfarbe. Ich wusste, dass viele Menschen überhaupt keine Schuhe hatten, und es tat mir auch wirklich leid, dass sie so arm waren, aber ich wünschte mir trotzdem rote Schuhe. Dieser Wunsch stellte meine Eltern vor eine große Herausforderung. Es gab viele schwarze, braune und dunkelblaue, aber nur sehr selten rote Schuhe. Dazu benötigte man schon etwas Glück oder musste die Verkäuferin gut kennen. Zudem bedeutete es noch lange nicht, wenn es einmal rote Schuhe gab, dass die auch an meine kleinen Füße passten.

Meine Mutti schaffte es aber, mir ein paar rote Schuhe zu besorgen. Zum Pionier-Geburtstag wollte ich natürlich meine schicken Schuhe tragen. Stolz fragte ich Frau Häse:

"Darf ich meine neuen roten Schuhe zum Pionier-Geburtstag anziehen?" "Nein, du brauchst schwarze, denn ihr sollt alle gleich aussehen." Ich verstand das nicht. Konnte man nicht auch mit roten Schuhen schön singen? Bedrückt bummelte ich nach Hause. Warum durfte ich keine roten Schuhe tragen und warum sollten wir alle gleich aussehen? Nur Zwillinge sehen gleich aus, und soweit ich das überblicken konnte, war ich in der Schule mit niemandem verwandt. Ich hatte eine Schwester und die war noch klein.

Der "große Tag" rückte immer näher heran und ich war ungeheuer aufgeregt. Um Jungpioniere zu werden, mussten wir den Pionier-Gruß kennen und die Pionier-Gebote auf-sagen können. Der Gruß der Pioniere war einfach. Ein Erwachsener sagte: "Für Frieden und Sozialismus, seid bereit!" Wir sollten unsere Hand auf den Mittelscheitel legen und sagen: "Immer bereit". Schwieriger war es, sich die zehn Pionier-Gebote zu merken. Die konnte man leicht durcheinanderbringen. Ich hatte natürlich die Gebote fleißig geübt.

Endlich war es so weit. Aufgeregt hüpfte ich von einem Bein auf das andere. Doch oh Schreck, ich hatte vergessen, wie man das Pionier-Tuch bindet, denn es gab einen speziellen Knoten. Als ich meine Mutti um Hilfe bat, sagte sie nur genervt: "Ich habe keine Zeit für solchen Firlefanz! Viel wichtiger ist es, dass du eine Schleife binden kannst." Kleinlaut erwiderte ich: "Mutti, ich kann doch schon eine Schleife binden!" Zugegeben, die Gebinde an meinen Füßen sahen wirklich abenteuerlich aus. Sie hielten meine Schuhe auch nicht wirklich zusammen, doch das hatte ja nichts mit dem Pionier-Knoten zu tun. Mit Tränen in den Augen trottete ich zur Schule. Ich konnte nur hoffen, dass Dora wusste, wie man das Halstuch band. Am Abend war ich sehr erleichtert, denn Frau Häse hatte mir mein Halstuch gebunden, und ich hatte mich beim Aufsagen der Gebote auch nicht versprochen. Ich war ein Jungpionier. Glücklicherweise schlief ich ein.

Als Kind bemerkte ich das natürlich nicht. Wenn ich heute die Pionier-Gebote lese, frage ich mich, ob die Kommunisten sie bei den Christen abgeschrieben haben. Nicht nur die Anzahl der Gebote – es waren ebenfalls zehn Gebote – lässt mich heute stutzen. Das zweite Gebot "Wir Jungpioniere lieben unsere Eltern!" erinnert doch sehr an das biblische Gebot: "Du sollst Vater und Mutter ehren!" Auch das nächste Gebot: "Wir Jungpioniere lieben den Frieden", entspricht in meinen Augen der biblischen Aufforderung: "Du sollst nicht töten!" Ich zitiere aus den Geboten (Man beachte vor allem das vorletzte Gebot!):

"Die Gebote der Jungpioniere

Wir Jungpioniere lieben unsere Deutsche Demokratische Republik.

Wir Jungpioniere lieben unsere Eltern. Wir Jungpioniere lieben den Frieden.

Wir Jungpioniere halten Freundschaft mit den Kindern der Sowjetunion und aller Länder.

Wir Jungpioniere treiben Sport und halten unseren Körper sauber und gesund.

Wir Jungpioniere tragen mit Stolz unser blaues Halstuch. Wir bereiten uns darauf vor, gute Thälmann-Pioniere zu werden."

Jeden Sonnabend fuhren wir nachmittags mit der S-Bahn zur Kinderstunde in die Landeskirchliche Gemeinschaft im Nachbarort. Darauf freute ich mich schon die ganze Woche. Am Samstag vor dem vierten Advent fand dort alljährlich die Kinderweihnachtsfeier statt. Auf jedes Kind wartete ein kleines Geschenk. Doch um dieses Präsent zu bekommen, mussten wir ein Gedicht oder ein Lied, in dem ein Stern vorkommt, vortragen. Zu diesem Zeitpunkt fand ich das Aufsagen, zum Beispiel von Gedichten, einfach nur schrecklich. Allerdings wollte auch ich gerne ein Päckchen auspacken und mit nach Hause nehmen. Während ich noch darüber grübelte, welcher Beitrag am wenigsten unangenehm wäre, meldete sich Kathrin gleich als Erste. Artig ging sie nach vorn und trug ein in der Schule erlerntes Gedicht vor: "Der rote Stern, wie Lenin ihn trug."

Meine Schwester trug ein richtiges "rotes" Gedicht im Kindergottesdienst vor! Etwas Peinlicheres hätte ich mir kaum vorstellen können. Fassungslos starrte ich sie an. Während ich mir sehnlichst wünschte, dass der Erdboden sich öffnete und mich und Kathrin verschlucken würde, wischte sich die Leiterin der Kinderstunde die Lach-Tränen aus dem Gesicht. Der Heimweg war für meine Schwester kein Zuckerschlecken. Ich beschimpfte sie heftig: "Bist du zu blöd zu verstehen, dass man im Kindergottesdienst kein Gedicht vom roten Stern aufsagt?" Kathrin hatte daraufhin nur wenig Freude an ihrem Geschenk und heulte die ganze Zeit. Zu Hause bekam ich dann auch gleich Ärger, weil ich die "arme Kleine" zum Weinen gebracht hatte. Ich fand das ungerecht, dass ich wegen Kathrins blödem Gedicht auch noch Ärger hatte.

Für meine Eltern und viele andere Christen war die DDR-Zeit sehr schwierig. Sie waren hin- und hergerissen zwischen der Weltanschauung des Staates und ihrem Glauben. Sie wollten ihre Kinder zu gläubigen Christen erziehen und wünschten sich, dass sie

einen guten Beruf erlernten. Sie wollten uns nicht mit ihrem Glauben die Zukunft verbauen, waren jedoch davon überzeugt, dass es das Beste für ihre Kinder war, an Gott zu glauben. Nach langem Hin und Her entschieden meine Eltern, dass ich in den Jugendverband FDJ, die "Freie Deutsche Jugend", eintreten und an der Jugendweihe teilnehmen sollte. Die "Freie Deutsche Jugend" war dabei genauso frei, wie die DDR demokratisch war. Zusätzlich wurde ich auch zur Konfirmation angemeldet.

Diese Entscheidungen brachten mich des Öfteren in Schwierigkeiten. Immer häufiger empfand ich die Diskrepanzen zwischen dem, was ich im Unterricht lernte, und dem, was mir zu Hause und im Gottesdienst vermittelt wurde. Ich wusste nicht mehr, was ich denken sollte, fühlte mich enturzelt und hilflos. In der Schule wurde ich belächelt, weil ich zur Kirche ging, denn das war doch nur etwas für alte Leute. In der Gemeinde hatte man wiederum kein Verständnis dafür, dass meine Eltern mich zur Jugendweihe angemeldet hatten. Was für eine verkorkste Situation! Am liebsten wäre ich weggelaufen. Leider wusste ich nicht, wohin ich hätte laufen sollen, und so hielt ich den Spagat aus.

Vor der Jugendweihe hatten wir FDJ-Nachmittage. Dort sollten wir auf die Gelübde der Jugendweihe vorbereitet werden. Bei diesen Treffen bestand nicht nur eine Anwesenheitspflicht, sondern auch die Pflicht, das blaue Hemd der Organisation zu tragen. Es kam, wie es kommen musste. Eines Tages hatte ich gleich im Anschluss an einen FDJ-Nachmittag Konfirmandenunterricht. Mir blieb keine Zeit, um mit dem Fahrrad nach Hause zu fahren und mich dort umzuziehen. Doch in dem Blauhemd konnte ich auf keinen Fall zum "Konfi" gehen. In der Schule mochte ich mich auch nicht umziehen und damit demonstrieren, wie peinlich mir das blaue Kleidungsstück war. So lief ich ins Pfarrhaus und wollte dort in der Toilette die Kleidung wechseln. Zu allem Unglück vergaß ich in meiner Eile, die Tür abzuschließen. Der Herr Pfarrer verspürte zum gleichen Zeitpunkt ein menschliches Bedürfnis und suchte das stille Örtchen auf. Er öffnete die Tür und ich stand nur mit BH und Hose bekleidet vor ihm. In der Hand hielt ich das schreckliche blaue Hemd. Mir schoss die Röte ins Gesicht. Die Gesichtsfarbe des Herrn im schwarzen Talar wechselte von kreidebleich zu der Farbe einer überreifen Tomate. Wir starrten uns an. Keiner von uns beiden brachte ein Wort hervor. Ich fand als Erste meine Sprache wieder und versuchte, die Situation zu retten, indem ich stammelte: "Oh, ich wollte mich nur kurz umziehen. Ich habe wohl vergessen abzuschließen." Der Herr Pfarrer sagte

noch immer keinen Ton. Heute könnte ich mich ausschütten vor Lachen, doch ich fürchte, der Pastor fand das Ganze damals überhaupt nicht komisch.

Das Lernen in der Schule fiel mir leicht und so bekam ich immer wieder ziemlich gute Noten. Ich wollte mein Abitur absolvieren. Auf Grund der Tatsache, dass meine Eltern nicht in der Partei, sondern, wie es im Amtsdeutsch heißt "kirchlich gebunden" waren, wurde mir ein Zugang zu einer weiterführenden Schule verwehrt. In der DDR herrschte, laut Gesetz, Glaubensfreiheit. Nach einer schriftlichen Beschwerde erhielt ich die Möglichkeit, eine Berufsausbildung mit Abitur, zu machen. Man erwartet jedoch von mir, dass ich im Anschluss "Metallogie" studieren würde. Ich konnte mir kaum etwas Unspannenderes als die Lehre von den Metallen vorstellen und verzichte daraufhin auf mein Abitur.

Inzwischen war ich 16 Jahre alt und glücklich verliebt. Henry und ich verbrachten so gut wie jede freie Minute miteinander. Die Tatsache, dass ich kein Abitur machen durfte, fand ich schon sehr ungerecht, doch was Henry bei seiner Bewerbung erlebte, war der Gipfel. Eigentlich neigte er nicht dazu, sich für die Schule abzurackern. Ihm fiel das Lernen unglaublich leicht und er hatte ohne Anstrengung einen Notendurchschnitt von 1,0 erreicht. Sein großer Wunsch war es, Forstwirtschaft zu studieren. Doch er durfte als Pastorensohn weder das Abitur noch die Ausbildung zu einem Förster absolvieren. Um in diesem Beruf zu arbeiten, benötigte man eine Erlaubnis zum Jagen bzw. einen Waffenschein. Im Gespräch wurde ihm mitgeteilt: "Entweder Sie sagen sich von ihrem Elternhaus los und treten in die Partei ein oder Sie erhalten niemals von uns eine Jagderlaubnis!" Zutiefst deprimiert verließ er den Gesprächsraum.

Henry und mich schweißte nicht nur eine tiefe Liebe zusammen, uns verband auch eine unbändige Wut auf diesen Staat und den real existierenden Sozialismus. Leider gab es keinen Handlungsspielraum für uns. Wir fühlten uns ohnmächtig und jener unverständlichen Willkür ausgeliefert. Henry sagte: "Conny, wie ich diesen Staat hasse. Am liebsten würde ich in den Westen abhauen!" Ich war total erschrocken und antwortete mit der Phrase, die mir als Erstes einfiel: "Was willst du denn bei den Kapitalisten? Dort ist es doch auch nicht besser. Da sind doch viele Menschen arbeitslos. Meinst du wirklich, dort geht es dir besser? Was willst du denn dort tun? Wovon willst du denn leben? Glaubst du wirklich, dort den Sinn deines Lebens zu finden? Du kennst doch dort

überhaupt niemanden." Ich sagte: "Ich will nicht in den Westen, denn alle Menschen, die ich liebe, leben hier." Seine Worte beschäftigten mich nicht nur sehr, sie erfüllten mich auch mit Angst. Ich konnte nur hoffen, dass Henry seine Worte niemals in die Tat umsetzen würde.

Er erlernte den Beruf des Waldarbeiters. Diesen Hilfsberuf konnte man in der DDR mit dem Abschlusszeugnis der 8. Klasse absolvieren. Henry und ich waren eigentlich recht glücklich. Doch immer häufiger kam es zu Streitigkeiten. Meistens ging es um Kleinigkeiten oder um Henrys Eifersucht. Ich liebte Henry, aber das konnte er nicht glauben. Zuweilen hatte ich das Gefühl, er würde mich mit seiner Liebe und Eifersucht erdrücken.

Die bösertige Erkrankung meines Vaters machte Henry schwer zu schaffen. Er sagte immer wieder: "Conny ich liebe dich sehr, aber ich kann einfach nicht mehr an einen Gott glauben, der Kriege, indem unschuldige Kinder sterben, und so unheilbare Krankheiten wie Krebs zulässt. Ich habe so oft zu Gott gebetet, doch er scheint meine Gebete nicht zu erhören. Sie dir doch nur an, wie dein Vater leidet. Wie soll ich da an einen Gott glauben?" Ich konnte mir eine Beziehung zu einem Mann ohne Glauben damals nicht vorstellen. Ich liebte Henry noch immer, konnte aber seine Eifersucht und die Tatsache, dass er nicht mehr an Gott glaubte, nicht mehr ertragen und beendete weinend unsere Beziehung. Doch unsere Herzen bluten.

Im August 1983 verschwand Henry und niemand hat ein Lebenszeichen von ihm. Dann, am 8. September 1983, es war mein 18. Geburtstag, bekam ich einen Brief von ihm. Mit zittrigen Händen öffnete ich das Kuvert. Ich las: "Wenn du diesen Brief liest, bin ich tot, oder im Westen. Ohne dich ist mein Leben leer und sinnlos." Tränen rollten haltlos über mein Gesicht. Henry lebte! Ihm war die Flucht geglückt. Es wohnte jetzt bei Verwandten in Bayern. Doch ich würde ihn wegen der Mauer niemals wiedersehen. Wie ein schwerer Klumpen lastete dieses Wissen in meinem Herzen – niemals!

Ich wurde an einer medizinischen Fachschule angenommen und erlernte den Beruf der MTLA. Um zu meinem Ausbildungsplatz zu gelangen, fuhr ich täglich an der Berliner Mauer entlang. Jeden Tag aufs Neue spürte ich die Endgültigkeit von Henrys Entscheidung. Wenn ich doch nur die Zeit zurückdrehen könnte ...

Ich liebte ihn noch immer. Warum hatte ich mich bloß von ihm getrennt? Hatte ich wirklich alles getan, um unsere Beziehung zu retten? Die Gedanken drehten sich im Kreis und es gab niemanden, mit dem ich über meine Traurigkeit reden konnte. Zu Beginn des zweiten Ausbildungsjahres musste ich in ein Lager für Zivilverteidigung fahren. Ich hasste schon den Gedanken daran. An Schwänzen war nicht zu denken, denn ohne den Zettel, mit welchem einem die erfolgreiche Teilnahme an der Zivilausbildung bescheinigt wurde, bekam man keinen Fachschulabschluss. Die Nächte in unserem Lager waren grauenvoll. Oft lag ich stundenlang wach, wälzte mich auf meinem Bett hin und her und weinte mich bei dem Gedanken an Henry in den Schlaf. Doch dieser Schlaf war nur von kurzer Dauer, denn so gut wie jede Nacht wurden wir mehrere Male durch Alarm aus den Betten gerissen. Wir sollten uns ins Gelände schleichen und vor dem Feind verstecken. Ich sah, wie meine Marxismus-Leninismus-Paukerin versuchte, sich einzulassen. Maximales Unverständnis und namenlose Wut über die sinnlosen Störungen in der Nacht breiteten sich in mir aus. Sie zischte, ich solle mich gefälligst auch sofort unter einem Laubhaufen verstecken. Dabei hatte ich schon genug damit zu tun, mir bei diesem unfreiwilligen Geländespiel nicht den Hals zu brechen. Ich bemühte mich im Rahmen meiner Möglichkeiten, riss eine Tannennadel vom nächststehenden Nadelbaum und steckte diese an mein dämliches Käppi.

Niemand wusste, wo sich der imaginäre Klassenfeind aufhielt. Ich hatte so eine Ahnung. Ich war mir zu 107,8 Prozent sicher, dass alle gemeinen Imperialisten in ihren Betten lagen und friedlich schliefen. Beneidenswert! Unter Umständen hatten wir auch keinen Feind mehr und wussten es nur noch nicht. Vermutlich hatte der feindliche Aggressor uns bei unserem grotesken Manöver beobachtet und sich dabei totgelacht.

Die Ausbildung an unserer Fachschule war verhältnismäßig effizient. Wir bekamen fundiertes chemisches und medizinisches Wissen vermittelt. Warum wir jedoch sechs Wochenstunden in Marxismus-Leninismus ausgebildet wurden, ist mir bis heute ein Rätsel. Ich hatte mittlerweile ja schon fast zwanzig Jahre blühenden Sozialismus erlebt, doch noch immer gab es Dinge, die mich in fassungsloses Erstaunen versetzten. So gab es an unserer Schule eine äußerst fragwürdige Regelung: Jeder Schüler war verpflichtet, zwei Stunden pro Woche, in der Zeit zwischen 8:00 Uhr und 18:00 Uhr, Wachdienst zu schieben. Das bedeutete, wir mussten aufpassen, dass kein feindlicher Imperialist sich in die Schule schmuggelte und unser Schulsystem ausspionierte. Dazu saßen wir in dem

bereits erwähnten blauen Hemd im Foyer des alten, kalten Schulgebäudes. Wir kontrollierten von unseren Klassenkameraden und auch von den Dozenten, die uns im Unterricht mit Vornamen ansprachen, jedes Mal ihre Studenten- bzw. ihre Personalausweise. Wenn es nicht so traurig gewesen wäre, hätte man sich allein über diese Aktion schiefachen können. So machte sich bei jedem Wachdienst erneut mittelschwerer Unmut breit. Während dieser todlangweiligen und sinnlosen Wachzeit wünschte ich mir häufig, ein Klassenfeind würde einmal vorbeikommen. In den drei Jahren, in denen ich dort meine Zeit absaß, kam kein einziger feindlicher Agent vorbei. Allerdings gab es auch keine genaue Handlungsanweisung, wie wir uns verhalten sollten, für den Fall, dass der Aggressor unser marodes Schulgebäude betreten wollte. Zum einen war mir unklar, was der feindliche Saboteur an unserer Schule hätte stehlen oder zerstören wollen, zum anderen wusste ich auch nicht, wie ich mich im Ernstfall zu verhalten hatte. Sollte ich mich dem Staatsfeind todesmutig in den Weg werfen und ihn mit meiner Kugelschreibermine piksen oder lieber zur Salzsäule erstarren und hoffen, dass der starke und übermächtige Feind mich in meinem leuchtend blauen Hemd nicht sah? Ich persönlich hatte so meine Zweifel, was den Sinn des Wachdienstes anging.

Eines Tages herrschte eine massive Aufregung in meiner Klasse. Im Radiosender RIAS hörten wir: "In ganz Berlin besteht Smogalarm." Die Grenzwerte waren deutlich überschritten. Es bestand vor allem für Schwangere und ältere Bürger Gefahr von Atemnot und Kreislaufproblemen. In Ostberlin war über die Medien nicht über einen Smogalarm berichtet worden. Beunruhigt befragten wir unsere Dozenten zu diesem Sachverhalt. Wir hörten jedoch nur: "In der DDR gibt es natürlich keinen Smog." Ich war total wütend und zu dem Zeitpunkt auch rebellisch. Sarkastisch erklärte ich der Klasse: "Es ist ja klar, dass wir in Ostberlin keinen Smogalarm haben, denn wir haben ja zum Glück einen antifaschistischen Schutzwall." Meine Mitschüler brachen in grölendes Gelächter aus. Herr Rembrandt fand das jedoch überhaupt nicht komisch. Ich flog aus dem Klassenzimmer und hatte ordentlich Ärger am Hals. Ich musste mich bei dem Direktor zwei Stunden lang, für meine Äußerung rechtfertigen. Aber das war mir auch egal. Das hätte mich fast meinen Ausbildungsplatz gekostet.

Die Jahre gingen so dahin. Immer häufiger sehnte ich mich danach, im anderen Teil Deutschlands zu leben. Doch eine Flucht kam für mich nicht infrage. Ich hatte schließlich erlebt, wie viel Leid Henry mit seiner Entscheidung, abzuhaufen, über mich und seine

Familie gebracht hatte, denn auch mit seinen Angehörigen durfte er sich nicht treffen. Im September 1988 stießen Schüler der erweiterten Oberschule Carl von Ossietzky in Berlin-Pankow auf ein Gedicht und hefteten es mit dem Kommentar: "Dies hat uns zum Nachdenken angeregt" an die Schulwandzeitung. Der Text des Gedichtes lautet:

"Oberfeldwebel Bernd Anderson

Du Meine

Ich denk noch an einst,

an sonnigen Tagen,

hab stolz ich dich

übern Bach getragen.

Dein Können

hast du mir gezeigt,

hab willig mich zu dir geneigt,

Die Stärken sind mir gut bekannt,

oft zucktest du in meiner Hand.

Und ich werd in deine Kammer gehn,

werd in reinster Pracht dich sehn.

Ich streif mit dir zur Mondesnacht,

dein Anblick mich ganz sicher macht.

Ich weiß warum,

ich kenn dein Wie

du, Kalaschnikow-MPi."

Diese Liebeserklärung an ein Maschinengewehr bekam eine nie vorauszuahnende Bedeutung. Philipp Lengsfeld, Alexander Krohn, Benjamin Lindner und Wolfram Richter, dessen Vater Hochschuldozent und Mitglied der SED war, sowie ein paar sympathisierende Freunde flogen daraufhin von der erweiterten Oberschule und wurden von der Stasi verfolgt. Schüler von anderen Schulen schlossen sich den entstandenen Protesten an. Wie zu Beginn der 50iger Jahre entwickelte sich eine gewaltige unaufhaltsame Protestwelle, die sich rasch über die gesamte Republik ausbreitete. In was für einem Land lebte ich hier eigentlich? In diesem demokratischen Staat flog man von der Schule, nur weil man geäußert hatte, das Gedicht rege zum Nachdenken an. Ich

war fassungslos. Ohnmächtige Wut und tiefe Trauer erfassten mich und viele andere Bürger des Landes. In den Kirchen kam es zu Fürbitt- und Friedensgebeten. Es herrschte Unsicherheit und Angst.

Im Mai 1989 konnte das erste Mal bei den Kommunalwahlen Wahlbetrug nachgewiesen werden. Der Wahlbetrug war der "fehlende Tropfen", der das Fass zum Überlaufen brachte. Die Ereignisse überschlugen sich. Ich erinnere mich an die Montagsdemonstrationen, vor allem in Leipzig, aber auch in anderen Städten Ostdeutschlands. Tausende DDR-Bürger waren auf den Straßen und demonstrierten. Sie riefen: "Wir sind das Volk", und riskierten dabei ihr Leben für die Freiheit. Viele andere waren in Budapest und Prag in die Botschaften der BRD geflüchtet. Die Wut und die Unzufriedenheit der Menschen in Ostdeutschland waren so groß, dass sie sich nicht einmal vor Festnahmen und anderen Repressalien fürchteten.

Im September 1989 spitzte sich die Situation immer mehr zu. Immer häufiger kam es bei Friedensgebeten in Kirchen zu Festnahmen durch die Staatssicherheit. Nicht nur in der gesamten DDR kam es zu einem gigantischen Umschwung. Auch mein Privatleben stand auf dem Kopf. Nach sechs Jahren, die von Einsamkeit und Schuldgefühlen geprägt waren, hatte ich mich Hals über Kopf in Tobias verliebt. Immer mehr Freunde flohen in die Botschaften nach Budapest und nach Prag. Wenn man sich mit Freunden traf, herrschten Schmerz und Unsicherheit. Konnte man dem Freund wirklich vertrauen oder gehörte er etwa auch zur Stasi? Sah man sich heute zum letzten Mal? Hatte der Freund womöglich auch Fluchtpläne?

Eines Abends besuchten wir gemeinsam einen bewegenden Gottesdienst in der Gethsemanekirche in Ostberlin. Wir wollten Kerzen anzünden und für Frieden beten. Mit uns hatten sich etwa 700 Menschen versammelt. Während des Gottesdienstes ging ein Mann zum Altar und zündete eine Kerze an. Im Gebet bat er um Kraft, den Leuten zu vergeben, die ihn und 200 andere Menschen verhaftet und gefoltert hatten. Er erzählte, dass er und die anderen Mitgefangenen 48 Stunden auf engstem Raum hatten stehen müssen. Ihre Hände waren dabei auf dem Rücken gefesselt gewesen. Ein Gang zur Toilette wurde ihnen nicht erlaubt. Die Teilnehmer des Gottesdienstes weinten und hatten fürchterliche Angst. Sie fragten sich: "Werden wir auch festgenommen, wenn wir weiterhin in der Kirche bleiben, um für Frieden zu beten?" Nach dem Gottesdienst brachte ich Tobias völlig aufgewühlt zum Bahnhof. Wir blieben einfach, dicht aneinander

gelehnt, auf der Bahnhofsbank sitzen. Plötzlich waren unsere Berührungen nicht mehr freundschaftlich. Heißes Verlangen gemischt mit tiefer Verzweiflung trieb uns in die Arme des anderen. Mir liefen noch immer die Tränen. In haltloser Leidenschaft presste Tobi mich an sich und küsste mich immer wieder und die Tränen von meinem Gesicht.

Wie in Trance vergingen die nächsten Wochen. Ich schwebte durch das Leben, fieberte jedem Wiedersehen mit Tobias entgegen und war in der Zwischenzeit getrieben von Ängsten vor der Stasi und vor einem großen Blutvergießen. Was würde der nächste Tag mit sich bringen? Meine Eltern erhielten im September eine Hochzeitseinladung von einer Cousine in Langenfeld. Dies liegt im Ruhrgebiet. Mein Vater war noch immer gezeichnet von seiner schweren Erkrankung und benötigte zwei Krücken, um sich fortzubewegen. Das bedeutete, dass er zwei Begleitpersonen für die Reise benötigte. Wir beantragten für die gesamte Familie eine Reisegenehmigung. Der Hochzeitstermin war Mitte Oktober. Ende September kam ein Brief der Reisebehörde. Der Umschlag wurde zerfetzt. Alle Familienmitglieder wollten gleichzeitig das Schreiben lesen. Meinem Vater, meiner Mutter und mir wurde die Ausreise gestattet. Nur meiner kleinen Schwester Kathrin wurde die Ausreise verwehrt. Man wollte sie als "Pfand", als Rückkehrgarantie in die DDR behalten. Diese Entscheidung machte uns das Herz schwer. Was sollten wir tun? Zu dritt die einmalige Chance nutzen und in den Westen reisen? Oder sollten wir den frechen Brief einfach wieder zurückschicken? Wir waren total hilflos und die Tränen liefen vor lauter Fassungslosigkeit. Nächtelang diskutierten wir, wie wir uns verhalten sollten. Schließlich entschieden wir, zu dritt zu der Hochzeit zu reisen.

An die Fahrt und die Hochzeit kann ich mich nur nebulös erinnern. Es gab so viele Menschen, die mich um mein scheinbares Glück – "freue dich doch, du darfst in den Westen reisen" – beneideten. Doch niemand ahnte wie zerrissen ich mich fühlte. Am Sonntag dem Tag, nach der Hochzeit, klingelte es bei unseren Verwandten. Meine Tante kam zu mir: "Da steht ein Mann vor der Tür und fragt nach dir." Ich stürzte aus dem Zimmer. Henry stand im Türrahmen.

Noch heute bin ich Gott von Herzen für dieses unfassbare Wunder der Grenzöffnung dankbar. Auch den Montagsdemonstranten, die ihr Leben für die Freiheit riskiert hatten, möchte ich an dieser Stelle danken. Mein Dank gilt auch Michail Gorbatschow, der mit viel Mut und Umsicht gehandelt und Großes ohne Blutvergießen bewirkt hat. Heute bin ich

froh und glücklich, in Hamburg leben zu können. Ohne die Grenzöffnung wäre das alles niemals möglich gewesen.